

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

1. Abschnitt. Häuslichkeit/ Früheste Eindrücke/ Vorfahren

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

1. Abschnitt

Häuslichkeit / Früheste Eindrücke / Vorfahren

Am 1. Oktober 1855 wurde ich zu Karlsruhe geboren. Der Wunsch meiner Eltern, einen Sohn zu besitzen, war erfüllt. Ich war ihr Erstgeborener; später folgten noch drei Brüder; eine Schwester hatte ich leider nie. Meine Mutter wünschte sich ein Duzend Kinder und beneidete lebenslang alle Mütter, die mehr Kinder hatten als sie; sie war keine kinderverpörende „Mutter“ modernen Stils.

Mein Vater war zur Zeit meiner Geburt Oberleutnant im Karlsruher Grenadierregiment; ein pflichttreuer, gewissenhafter Offizier, wiewohl niemals mit Leib und Seele Soldat; er war von seinem Vater genötigt worden, den kriegerischen Beruf zu ergreifen, und konnte dies nie ganz vermeiden; alle seine Fähigkeiten schienen ihn für ein kaufmännisches Fach bestimmt zu haben; wirtschaftliche, stadtgemeindliche Gegenstände lagen ihm vorwiegend am Herzen. Er hat in späten Jahren, da er längst als Oberleutnant im Ruhestand lebte, die Wahl in den Karlsruher Stadtrat mit Freuden angenommen, was ihm von altmodischen Waffengefährten im veralteten Standesdünkel schwer verübelt wurde; er kannte keinen Unterschied in der Person und war im besten Sinne des Wortes: demokratisch. Und dabei so ritterlich gegen Untergebene, daß er sich bei einer neu zu mietenden Dienerin entschuldigte, sie im Schlafrock empfangen zu müssen, da er sich unpäplich fühle!

Bald nach meiner Geburt war ich so krank, daß man an meinem Aufkommen zweifelte; längere Zeit galt ich für aufgegeben. Bei den alten Spartanern oder Germanen wäre ich vermutlich als lebensunfähig in einer Felschlucht ausgesetzt worden. Langsam erholte ich mich und war dann, abgesehen von wenigen, unerläßlichen Kinderkrankheiten, niemals mehr ernstlich krank.

Meine Eltern lebten in schmalen Umständen, so daß sie die zahlreichen Besuche der Ärzte nicht leicht erschwingen konnten, wiewohl dazumal —

laut Haushaltbuch meines Vaters — der Gang eines Arztes gebührens-
mäßig bloß mit zwanzig Kreuzern entlohnt wurde.

Mein Vater wurde schon in seiner ledigen Zeit als junger Leutnant
von seinem sehr wohlhabenden Vater im Taschengeld so knapp gehalten,
daß, wie er manchmal erzählte, sein Abendessen öfters in einem Milch-
weck und einem Schluck frischen Wassers bestand, den er aus einem in-
zwischen verschwundenen Rohrbrunnen am „Roten Haus“ zu sich nahm.
Schulden machen wollte er um keinen Preis, obwohl ihm oft Summen
verführerisch angeboten wurden, da die Wohlhabenheit meines Groß-
vaters stadtbekannt war, und jeder sicher sein konnte, wieder zu seinem
Gelde zu kommen. Einen gediegeneren, in seiner Lebensführung fester
gegründeten, gegen jeden Mitmenschen gerechteren Mann als meinen
Vater hat es selten gegeben. Weil er nicht die blendenden, geselligen
Gaben meiner Mutter hatte, wurde er oft unterschätzt; aber er besaß den
außerordentlichen Blick, die Menschen sofort bis in ihr Innerstes zu durch-
schauen, und manchem, der ihn vielleicht allzu gering einschätzen mochte,
hat er nicht nur ins tiefste Herz, sondern weit über den Kopf gesehen. Er
war ein Liebling der Götter; er ward in seinem 66. Lebensjahr durch einen
schmerzlosen, plötzlichen, ungeahnten Tod auf der Straße dieser leid-
erfüllten Erde entrückt.

Meine Mutter, eine schöne, stattliche Erscheinung, bezauberte durch
ihren lebendigen Geist, ihr munteres Wesen, ihre besriedigende Lebens-
würdigkeit die Herzen fast aller, die ihr nahe traten; sie war überaus
menschenfreundlich, gastfrei, opferfähig und uneigennützig; anderen
Freude zu bereiten schien unbewußt ihr Lebenszweck. Sie lebte damals
so gesellig, als es die kleinen Verhältnisse zuließen. Später, als sich die
Lage meiner Eltern besser, ja glänzend gestaltete, wurde unser Haus ein
wahrer Tummelplatz für Gäste.

Meine spätere Abneigung gegen geselliges Leben, mein Hang zur Ein-
samkeit, der mir oft tadelnd vorgeworfen wurde, wurzelten von früh an
in den Erzpflögenheiten des Elternhauses. Als junger Mensch tat ich ein
Gelübde, mein Leben, zur Selbstständigkeit gelangt, nicht verzetteln, son-
dern mir selbst leben zu wollen; unter Kämpfen mit lästigen Zudrings-
lingen, unter unablässigem Abwehren mich Mißverstehender bin ich mei-
nem Grundsatz ziemlich treu geblieben.

Von jeder spätern Reise kam meine Mutter reichbeladen nach Hause,
mit stünigen Geschenken für die entferntesten Bekannten; an Weihnachten
pflegte sie sechzig Personen zu beschenken. Das Schenken war fast zur Sucht

bei ihr geworden. Sie besaß große Empfänglichkeit für Kunst und Poesie, war musikalisch und verklärte durch Klavierspiel ihrem Gatten manche Stunde dienslichen Verdrußes . . . Beide Eltern leuchten mir in dankbarer Erinnerung. Wer das hochgewachsene, gesundheitsstrogende Paar durch die Straßen wandeln sah, hätte ihnen ein höheres Alter verheißen, als sie erreicht haben. — —

Aus meinen frühesten Erinnerungen tönen die Grundklänge des Daseins herauf: Freud' und Leid. Das heitere Gedenken: mit einem Vergißmeinnichtkränzlein um die Stirne ward ich bei einem Familienfestschmaus ins Zimmer hereingeführt. Das traurige: ich sah vom Fenster meines Großvaters Bierordt am Rondellplatz dem Leichenbegängnis des Markgrafen Wilhelm von Baden zu. Die schwarzbehängten Pferde, der große, altmodische, fürstliche Leichenwagen mit silbernen Fransen und dunkeln, nickenden Straußenfedern, die gaffende Volksmenge auf Platz und Straßen machten bleibenden Eindruck auf meine kindliche Anschauungskraft. Dies war im Herbst 1859.

Lange Zeit war meine Leidenschaft: einen grünen Schleier zu tragen; ich war jedesmal unglücklich, wenn durch Gewaltspruch des Vaters der geliebte grüne Schleier, als eines Knaben unwürdig, entfernt werden mußte. Im übrigen war meiner Spielleidenschaft Genüge getan, wenn ich, still und einsam in der Ecke sitzend, mit einem Schlüssel oder einem gewöhnlichen Stück Holz mich beschäftigen konnte. Vom übertriebenen Aufwand späterer Kinderspielsachen hatte man noch keine Ahnung. Manchmal sagte meine Mutter in dem überladenen Spielzimmer der nachgeborenen Brüder zu mir: Du bist noch aus unserer armen Zeit!

Einer meiner frühesten, mir nur dämmerig bewußten Kinderschmerzen aus der Waldstraße war der jähe Tod eines Kanarienvogels. Fifi war so zahm, daß er auf den Esstisch flog und meiner Mutter Brotkrumen und Zucker aus der Hand pickte, und so geschickt, daß er auf dem Nähtisch den Zwirn mit dem Schnäbelchen entzwei zu beißen verstand. Er saß am Stubenboden, als es klingelte; die achtlose Magd übersah das kleine Geschöpf und zertrat ihm das Köpfchen. Er stand noch ein Jahrzehnt ausgestopft auf dem mütterlichen Schreibtisch, gewissermaßen als sein eigenes Denkmal.

Meine Mutter hatte in jener Waldstraßenwohnung über häufige Bettlerbesuche zu klagen. Der Hausbesitzer, Schlosser Stelz, war Sprecher einer frommen Sekte und hielt Bibelstunden und Gottesdienste im Hinterhaus ab, was wohl mit Ursache jener Bettlerzudringlichkeit war. Als ihm meine

Mutter Beschwerde hierüber führte, riet er ihr sein Mittel dagegen an: er habe gedruckte, fromme Verse, da gebe er jedem Ankömmling einen und verspreche ihm Almosen, wenn er beim nächsten Besuch den Spruch auswendig könne — es sei noch keiner wiedergekehrt...

Mein Großvater Vierordt, der seine Kinder mehr als Haushälterisch hielt und meinen Vater einst zwang, ins badische Kadettenhaus einzutreten, war früher Bankherr gewesen. Durch eine unglückliche Ehe, die geschieden ward, blieb ihm zeitlebens eine Bitternis. Sein edles Herz ließ die Welt nicht entgelten, was sie ihm zuleide getan; er war ein öffentlicher und noch mehr ein stiller Wohltäter: Karlsruhe dankt seiner Freigebigkeit das ihm zu Ehren benannte Vierordtbad. Man wollte nach seinem 1867 erfolgten Tod ursprünglich von dem lektwillig seiner Vaterstadt vermachten Betrag eine Markthalle bauen; aber da gab es eine wahre Gemüßweiberempörung. Die ländlichen Marktfrauen wollten durchaus, wie ihre Mütter und Urahnen, lieber in Schneesturm und Regenwirbeln auf freiem Plage schlotternd kauern, als behaglich in gedeckter Halle sitzen! So sank das Vorhaben ins Grab, und man einigte sich auf Erstellung eines Bades, das nicht etwa von dem Erblasser beabsichtigt war.

Von starr rückschrittlicher Gesinnung, ein Bewunderer Metternichs, ein Mann der Ordnung, der Polizei, hatte mein Großvater eine fast abgöttische Vorliebe für den Soldatenstand, den er mehr um etwaiger Schergen- und Scharwachtdienste, als um großer vaterländischer Kriegsthaten willen verehrte; seine Spaziergänge, die er mit eigentümlicher Liebhaberei bei grellestem, heißestem Sonnenschein unternahm, pflegte er so einzurichten, daß er rechtzeitig zum Aufziehen der Schloßwachtparade kam, einem Schauspiel, an dem er sich nie satt sehen konnte. Vor jedem Schilderhaus blieb er stehen und betrachtete wohlgefällig und ordnungsgesichert den schilbernden Gewehrträger als Sinnbild der Staatserhaltung; zog eine Streifwache vorüber, eilte er, den Anblick nicht zu versäumen und das, wie er sich ausdrückte, „Soldatenleben“ mitanzusehen. In seiner Jugend war er Pestalozzis Schüler in Yverdon gewesen; später hatte er große europäische Reisen gemacht, die ihn nach Paris, London, ja bis Konstantinopel führten; in seinen älteren Tagen war seine einzige, wenig kostspielige Gepflogenheit, Sonntags mit seinem alten Freund Klose durch den hohen, schnurgeraden Pappelbaumweg nach Durlach in die „Karlsburg“ zum Mittagessen zu gehen, das in jener unwiederbringlich schönen Zeit bloß 24 Kreuzer kostete!

Ich durfte häufig als kleiner Junge meinen Großvater auf seinen Gängen in den Schloßgarten begleiten, wo wir das gespensterhafte, erhöht gelegene, längst hinweggeräumte „Chinesische Häuschen“ mit seinen goldgelben Fenstern besuchten und jeweils in der „Kaffeemühle“ und in der „Pfanne“ — wie man zwei tiefe, seit vielen Jahren zugeschüttete Mulden im Schloßpark nannte — „Fangerles“ miteinander spielten. Die größte Freude machte mir, wenn ich auf den gußeisernen Hirschen beim schönen Parktor am Eingang in den Fasanengarten reiten durfte. Anlagen und Rasen waren noch nicht so sorgsam gehegt, sondern halbverwildert; der Fasanengarten stand aber jedem Besucher offen.

Auch ins Theater nahm man mich mit; einmal in ein Tanzspiel „Harlekins Liebesabenteuer“. Der Held ward im Stück von einem Geisterchor in Fegen gezerzt, die Fegen wurden in einen hohlen Baumstamm geworfen, und schließlich erscheint durch irgendwelchen Zauber Harlekin gesund und zusammengeflücht wieder. Ein andermal durfte ich den „Freischütz“ sehen, worin mich zumeist der Mond fesselte; auf dem Heimweg über den Marktplatz bei der Pyramide wunderte ich mich, den Mond nunmehr über der Protestantischen Kirche stehen zu sehen und erkundigte mich, ob er, aus dem abendlichen Theaterdienst entlassen, wieder an den Himmel zurückgekehrt sei? Auch sah ich das Weibelsche Singspiel „Lorelei“ in Mendelssohns Vertonung aufführen; die Hauptdarstellerin, Frau Howig — eine gefeierte Größe der Karlsruher Hofbühne — stürzte sich zuletzt von einem Felsen in die Flut, was mich veranlaßte, daheim von allen Stühlen herabzuspringen und mir einzubilden, die „Lorelei“ zu sein!

Mein Großvater Vierordt und mein Vater waren so kerngesund — dieser verschluckte sogar alle Kirschensteine, ohne die geringste Beschwerde zu fühlen —, daß sie jede Krankheit bei andern für Faulheit oder Eibildung hielten. Zwanzig Jahre kam kein Arzt ins Haus; trotzdem übersandte mein Großvater nach altem Brauche dem Hausarzt an jedem Neujahrstag ein „Fikum“; beim zwanzigstenmal bekam er das Geld vom Arzt mit der Begründung zurückgestellt: daß er anstandshalber fernerhin nichts mehr annehmen könne. — —

Unweit von meinem Geburtshaus lebten in einer Dienstwohnung, Herrenstraße 39, meine mütterlichen Großeltern. Mein Großvater, Hofrat Wilhelm Schmidt, war an Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit und streng altständiger Gesinnung ganz das Ebenbild meines anderen Großvaters; ein Beamter und Altknensch alten Schlages; von einer blinden Fürstenverehrung und Hingabe an das Groß-

herzogliche Haus von Baden, wie sie in solchem Maße wohl nur in einer kleinen Residenz gedeihen können. Er war viele Jahre Vermögensverwalter der Großherzoglichen Familie, und diese hat sicherlich niemals einen zuverlässigeren und treuer ergebenen Diener gehabt. Millionen an vertrauten Geldes gingen durch seine Hand; er ist ganz arm gestorben. Sein einfacher Haushalt, die Erziehung seiner beiden Kinder und lange Krankheit gegen das Ende seines Lebens verschlangen völlig sein mäßiges Gehalt.

Ein einziges Mal in seinem Leben, als er in der Revolutionszeit von 1849 bei nächtlichem Nadbruch in einem Walde der Rheinpfalz den Silberschatz des Großherzoglichen Hauses rettete und als er durch die Pfälzer Städte in einer Kutsche vor dem Wagen seines ihm ziemlich ähnlich sehenden fürstlichen Gebieters gewissermaßen als Blitzableiter fahren mußte, damit in der unruhigen Zeit ein mögliches Attentat auf ihn abgelenkt werden könnte, bedachte ihn Großherzog Leopold mit einer Zuwendung von 550 Gulden.

Zur Zeit der Staatsumwälzung, 1849, war es nicht unbedenklich, Hofbeamter zu sein. Freischärlerhorden mit roten Federn auf den Heterhäuten zogen an der Wohnung meiner Großeltern vorüber, riefen hinauf: „Da wohnt auch solch ein Hofnarr!“ und richteten die Gewehrläufe nach den Fenstern, so daß man Bettpolster und Schränke zum Schutz davor stellte.

Seinem Fürsten, dem mein Großvater jeden Augenblick mit Freude sein Leben geopfert hätte, war er so tief ergeben, daß er in seinen nur für den eigensten Haus- und Taschengebrauch bestimmten Vermerken nie gewagt hätte, schlechtweg vom „Großherzog“ zu sprechen, ohne ein voll ausgeschriebenes „Seine Königliche Hoheit“ voranzusetzen.

Mein Großvater Schmidt, der nichts weniger als ein Feinschmecker und Tischfeger war, ist mir seltsamerweise nur erinnerlich, wie er, ein großes, weißes Mundtuch um den Hals geschlungen, in der Rechten das Bratenmesser, in der Linken den Schleifstahl schwingend, am Mittagessen saß. Er, dem ich an Wuchs, Kopfbildung und Gesichtsausdruck gleiche, stammte aus bescheidenen Verhältnissen, war der Sohn eines Schreiners und hatte sich durch Fleiß und Befähigung zu einer angesehenen Stellung emporgeschwungen. Somit stamme ich von dieser Seite her aus Handwerkerkreisen; daher steckt es mir vielleicht im Blut, daß ich daheim und auf Reisen mit Vorliebe Werkstätten aufsuche, den Arbeitern bei ihrer Tätigkeit zuschaue und mich von ihnen belehren lasse, überhaupt gern mit

einfachen Leuten ein schlichtes Gespräch führe. Ich habe, als ich längst Besitzer eines eigenen Hauswesens war, die erfreuliche Genugtuung erlebt, daß ein Anstreicher — oder vielmehr Maler, wie sich die Ländler nachmals mit Stolz nannten —, der in meinem Hause beschäftigt war und mit dem ich mich, wie mit einem Gleichgestellten, über alle möglichen, auch über politische Dinge unterhalten hatte, hinter meinem Rücken die Ausrufung tat: „Ja, wenn alle Leute wären, wie der Herr Doktor, dann gäb' es keine Sozialdemokratie, die wesentlich Folge des Hochmuts der Höhergestellten gegen die Geringeren ist.“ —

Meine Großmutter Schmidt, eine geborene Arnold, ragte ein volles Menschenalter hindurch in mein Leben herein, und hat deshalb von sämtlichen Gliedern der vorelterlichen Geschlechtsfolge den erheblichsten Einfluß auf mich ausgeübt; sie verkörperte das Urbild einer Großmutter. Sie war noch in Zeiten aufgewachsen, „où Berthe filait“, wo man, wie sie es wirklich tat, neun volle Jahre bei trübseeligem Unschlittstämpchen als treu liebende Braut sich die Aussteuer selber spann, wo man noch keine gedruckten Kochbücher hatte, sondern eine ganze Bäckerei von Kochanweisungen eigenhändig niederschrieb und den lieben langen Tag in Haushalt und Küche wirtschaftete. Spätzle, Mantaschen und Vanillesterne habe ich in solcher Wohlgeschmecktheit nirgends wieder genossen, wie aus der großmütterlichen Küche.

Als sie sich mit meinem Großvater verheiratet hatte und an Sonntagen zuweilen zur Erholung und Fortbildung etwas lesen wollte, pflegte ihre Schwiegermutter sofort ihr das Buch aus der Hand zu nehmen: „Rike, eine Hausfrau liest nicht!“

Aber auch auf dem übersinnlichen Gebiete der Traumdeutungen und Vorahnungen war meine Großmutter keine Fremdlingin; so führte der Traum sie einst (im Mai 1842) durch ein dunkles Tal, indes ihr verstorbener Bruder in lichtem Gewande, von Feuerhelle bestrahlt, auf einem Berge stand und, mit der Hand nach Norden deutend, zu ihr herabrief: „Friederike, Hamburg brennt!“ Sie erzählte dies der versammelten Familie beim Frühstück. Um die Essenszeit eilte mein Großvater bestürzt aus seinem Arbeitsraum herauf und berichtete, seine Frau fast wie ein unirdisches Wesen anstarrend, daß soeben die Nachricht von einem ungeheuren Brand der mächtigen Hansstadt durch den Optischen Telegraphen gemeldet worden sei! Von jener Zeit an war ihr Familienansehen in allen Traumwahrnehmungen unumstößlich . . . Noch in späten Jahren konnte sie sich ängstigen, wenn eine weiße Taube gegen das Fensterbrett

geflattert kam; sie galt ihr als Vorbotin nahen Todesfalles; kurz vor ihres Mannes Heimgang sei auch eine solche Unheilstaube vor das Fenster geschwebt.

Als ich schon längst erwachsen war, reichte sie mir vor Antritt jeder Reise, zum Beginn jedes neuen Lebensabschnittes drei Bissen Brot — nach süddeutscher Redeweise „drei Bröckle Brot“ —, wohl in unbewusster, volkstümlicher Anlehnung an die Dreifaltigkeit, und hielt mich dann in treuem Glauben vor Unfall und Anfechtung gefeit.

Zu meinen liebsten Kindererinnerungen gehören die Abende, da große Weihnachtsbäckerei war und ich allerhand schöne Teigkunstwerke mitfertigen durfte. Wie wußte da meine gute Großmutter so anmutig von alten Zeiten zu plaudern: bald von der russischen Einlagerung im Pfarrdorf Eschelbach bei Langenbrücken, im Jahr 1814, wo ihre Mutter einem zudringlichen Kosaken ein unausgenommenes, deshalb ungenießbares Huhn kochgerecht zubereitet und aus Rache beim Abschied auf das Pferd hinaufgereicht hatte, und wie die kinderfreundlichen Lanzenreiter der Steppe sie nebst ihren kleineren Geschwistern auf den Esstisch hoben und mit ihren härtigen Gesichtern küßten; bald vom Hungerjahr 1817 und den großen, dieses verursachenden Überschwemmungen im Rheindorf Liedolsheim, wo sie seit 1815 ihre Jugend als Landpfarrerstochter verbracht hatte: wie man im Kahn auf den überschwemmten Kornfeldern umhergefahren sei und die goldenen Ähren sich unter dem Kiel des Bootes traurig verfaulend geneigt haben; bald vom Einbrecher, den sie als mutige, entschlossene Jungfrau durch einen Flintenschuß vom Kirschbaum herunterschreckte, oder von heißen Sommertagen, an denen sie von der Kanzel der kühlen Dorfkirche herab ihren Freundinnen Schauspiele und Gedichte, sogar einmal Bretthes „Clavigo“ vorlas; oder bald gar die unheimliche Geschichte vom Dorfbürgermeister, dessen weißblauen, nur von ihr in dieser Farbe wahrgenommenen Gesicht im Sonntagmorgensgottesdienst ihr seinen demnächstigen Tod vorausverkündete! Wer nicht eine liebende Großmutter besaß, bei der er Behagen fühlte und Verständnis fand, um deren weißhaarige Schläfe sich, wie silberner Nebelduft, ein Kreis von frommen Sagen spinnt, der hat kein volles Kindheitsparadies genossen! . . .

Von 1789—1815 war mein Urgroßvater Arnold Pfarrer zu Eschelbach gewesen. Gern erzählte meine Großmutter, wie eines Tages der Gutsherr aus dem unfernen Eichtersheim, ein Herr von Benningen, am Pfarrhaus vorgefahren sei, ihren Vater, wie er stand und ging, in

Schlafrock, Hausschuhen und langer Tabakspfeife, unter allerlei Kriegslist in seinen Wagen gelockt und den zappelnd Widerstrebenden auf und davon entführt habe, um ihn einige Zeit in seinem häuslich-gemütlichen Aufzug zu Eichtersheim im freiherrlichen Schloßchen zu beherbergen . . .

Schon der Vater meines Urgroßvaters, Johann Wilhelm Arnold, war Pfarrer zu Eschelbach. Ich besitze noch unter alten Familienpapieren einen Beleg aus jener Zeit von ihm: ein schwülstiges, damals gewiß für weisevoll gehaltenes Gedicht vom Juli 1763, das mein Urahn für Herrn Emmerich Joseph von Breidenbach zu Biresheim verfaßte, als dieser „durch einstimmige Wahl eines Erz-hohen Dhom-Capituls zum Erz-Bischoff und Churfürsten zu Mainz erwählt“ worden war. Bei den „zu Eschelbach, in die Kellerey Hirschhorn gehörig, den 31. Julii gehaltenen unterthänigsten Freuden- und Glückwünschungs-Festn“ wollte er als „demüthigster Vorbitter und unterthänigster Knecht Ihro Churfürstlichen Gnaden seine Kirch und Gemeinde unterthänigst gehorsamst empfehlen“. Hoffentlich ist es ihm bei dem „Geseegneten Joseph“ durch sein tief in Staub gebeugtes Keimwerklein auch gelungen! — —

Erschien einer der Großherzoglichen Prinzen in Geschäften auf der Amtsstube meines Großvaters, so ging durch das ganze Haus ein Schauer der Andacht; man bekam ordentlich Gänsehaut, wie wenn ein göttliches Wesen in Goldwolken über das Haupt armer Sterblicher dahinschwebte. Kam der in österreichischen Diensten stehende Prinz Karl von Baden, der jüngste Bruder des Großherzogs, in seinem schneeweißen Waffenrock ins Haus, flog ich zur Küche und berichtete meiner Großmutter am Herd atemlos die wichtige Kunde, daß der „Anstreicher“ — ich meinte: Osterreich — wieder da sei!

Die mächtigen, altmodischen Hofstutschen aus dem vergangenen Jahrhundert, die noch häufig im Gebrauch waren und keinen ewigen Schuppen schlummer schliefen, erregten mein Entzücken; reichbekunkerte Schranzen in stattlichen Zweispizhüten saßen auf gewaltigem, quastensverzertem Bock; zwei Kammerhusaren standen auf dem Trittbrett hintenauf. Die „Hofböcke“ und die „Hofquasten“ spielten keine kleine Rolle in meiner Kindergedankenwelt. Fragte man mich: was ist dein Großvater? antwortete ich mit Hofratsentfesselstolz: er ist Hofrat bei Hofe! Kurz, das Wörtlein „Hof“ war das A und O in jenem Hause . . .

Das breitfenstrige Eßzimmer, das nach hinten auf den maulbeerbaumgeschmückten Hofraum ging, war der Lummelplatz meiner kindlichen Spiele. Eine mächtige, in gelblichem Ton gehaltene Kreidezeichnung be-

deckte die halbe Stubenwand: Karl Wilhelms Traum. Zu Füßen eines dicken Baumstammes im Walde war Markgraf Karl Wilhelm von Baden in tiefen Schlummer gesunken und hatte das sagenumwobene Traumgesicht von der Gründung seiner künftigen Hauptstadt Karlsruhe; neben ihm graste sein Jagdroß . . . Angesichts dieses Bildes spielte ich halbe Tage lang mit einer gangbaren Mühle und einer großen, blechernen Puppenkutsche, die noch aus Kinderzeiten meiner Mutter herrührten.

Zuweilen arbeitete eine Kleidernäherin an dem großen Fenster, der ich Schabernack zu verüben mich vergnügte; unzählige Male konnte ich um den Esstisch kreisen und unermüdetlich singen:

Fräulein Bender, Fräulein Bender,
Heiraten Sie einen Engländer!

So hatte ich damals schon meinen ersten Vers in die Welt gesetzt! —

In meiner Jugend starben die Menschen vorwiegend an Nervenfieber, Schleimfieber oder besonders oft an Unterleibsentszündung. Etliche Jahrzehnte später, als Typhus, Influenza und Blinddarmentzündung üblich wurden, hörte man erstaunt fragen, wie es komme, daß ehemals von diesen Krankheiten nie die Rede gewesen sei? Ich vermute, daß es die alten Abel unter neuen Aufschriften sind; so will mir scheinen, als ob die früher stark verbreitete, viele Opfer fordernde Unterleibsentszündung und die jetzt erschreckend auftretende Blinddarmentzündung dasselbe bedeuteten.

Großen Wert legte man darauf, daß die Kinder Mandelmilch und Kräutertee tranken; auch rief mir meine Großmutter fast allabendlich Arm und Bein mit gewärmtem Wein ein, was außerordentliche Gliederkraft verleihen sollte . . .

Im großelterlichen Hause wohnte noch der einzige Bruder meiner Mutter, Leutnant Gustav Schmidt, der 1866 ein frühes, erschütterndes Ende finden sollte; ein Ausbund zeichnerischer und gefanglicher Gaben; pfeifen konnte er, daß es ein Genuß zu hören war. Jung, wie er war, trieb er gern allerlei Jux. In seinem Zimmer lag auf einem Tabakstafel ein Totenschädel; ihm hatte er eine lila Samtmütze aufs kahle Haupt gestülpt, zwei gemalte Papieraugen in die leeren Augenhöhlen eingefügt und eine weiße, holländische Tonpfeife zwischen die gebleckten Zahnreihen gesteckt. Mir war es deshalb nie ganz geheuer in diesem Raum, und nur mit Widerstreben näherte ich mich allein dem Totenkopfe, der so gemütslichsgrausig dreingrinste, und war heilfroh, wenn ich wieder glücklich draußen war.

Wie ich mütterlicherseits durch meinen Großvater Schmidt aus katholischen Handwerkerkreisen, durch meine Großmutter aus einer protestantischen Pfarrherrndynastie stamme — etwas Pastorenhaftes ist mir in äußerer Erscheinung haften geblieben, so daß ich ständig für einen Geistlichen gehalten worden bin —, so leite ich väterlicherseits meinen Ursprung von Beamten und Gelbblutigen her; aber auch von Bierordtscher Seite ist eine kleine theologische Beimischung hinzugekommen, indem einer meiner väterlichen Vorfahren Diakonus, ein anderer gar Bischof der Bräutigamsgemeinde zu Herrnhut war; man kann also mir das Aussehen eines Gottesgelehrten nicht verargen!

Die Familie Bierordt entstammt, soweit dies zu verfolgen möglich, dem Fürstentum Waldeck, wo 1586 in dem hügeligen, von Kornfeldern umgebenen hübschen Landstädtchen Corbach ein Orgelspieler und Gymnasiumslehrer Engelbert Bierordt nachweisbar ist. Die Schreibung des Namens in dem Corbacher „Alten Bürgerbuch“ schwankt zwischen Bierordt, Bierortt und Bierord; seit etwa 1630 ist die jetzige Schreibweise üblich, Engelbert, Stefan und Caspar waren damals die bevorzugten Vornamen unserer Sippe. 1615 wird bereits ein Heinrich Bierordt als Bürger, 1634 als Ratmann und 1642 als „Pfennigmeister“ im Corbacher Bürgerbuch verzeichnet. 1632 kauften Heinrich Bierordt und Alheit, seine eheliche Hausfrau, anderthalb Morgen Landes „beim Buchenbaum“. Mehrere meines Namens erscheinen als „Ratleute“, was in jenen wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges eine angesehene Stellung bedeutete; auch in Ämtern von Forstmeistern auf der Wetterburg im Waldeckischen und von Schulvorständen in Corbach finden sie sich zeitberichtsweise genannt.

Im Jahre 1700 siedelte der erste badische Bierordt, ein Anton Christoph, als Diakonus von Corbach nach Lahr in Baden über; er ist der Großvater meines Urgroßvaters; von ihm stammt der badische Zweig meiner Sippe, während im Waldeckischen alles ausgestorben ist. Einer dunkeln, nicht urkundlich zu belegenden Überlieferung nach sollen meine Ahnvorfahren aus Holland eingewandert sein; wie sie zu dem seltsamen, von neunzackiger Grafenkrone überglänzten Wappen: Sonne, Mond und drei Sternen auf himmelblauem Grunde kamen, ist nicht mehr aufklärbar.

Wie es der trockene Beruf der meisten mit sich brachte, bestand wohl die Mehrzahl meiner väterlichen Vorfahren aus ziemlich nüchternen, hausbackenen Menschen, denen eine leidliche Messerspitze voll reizenden Witzes beigemischt war. Nur einmal, in der Zeit verschörkelten Kokotkohausrats

und porzellanener Nippfachen gewahre ich etwas wie das leise, bescheidene Wehen eines dichterischen Hauches. Der spielende Zufall trug mir ein blaugerändetes, „Karlsruhe den 19ten 9bris 1763“ ausgestelltes Blättchen von der Hand des 1738 geborenen und 1807 als Geh. Archivrat zu Karlsruhe verstorbenen Friedrich Matthäus Bierordt zu, auf dem der schüchterne Versuch eines Liebeslieds im gezierten Geschmack der Popszeit zu lesen steht. Friedrich Matthäus, ein Stiefbruder meines Urgroßvaters, wurde im selben Jahre, da er dies Gedichtlein verfaßte, Aufseher der Edelknaben des regierenden Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach in Karlsruhe, und wir wollen nur hoffen, daß er nicht im Geiste seiner Dichtung auf die ihm anvertrauten Edelknaben eingewirkt habe. Die Anfangsbuchstaben seines schmelzenden Ergusses werden von einem gar liebevoll hingehauchten Rosenstöcklein gebildet; die Verszellen aber lauten:

Liebste Phyllis!

O wie viel schöner als der Reiz der Wangen,
Als Ros' und Lilie, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die in voller Frühlings-Pracht
Aufblühend wie ein junger Engel lacht.
Ein Herz, das zärtlicher empfindt,
Und durch die Tugend alle Triebe
Zur schönsten Einigkeit verbindet,
Voll schöner Regungen, voll Liebe!
O, daß ich doch ein solches Kleinod hätte!
So seuffzete, so rief ich einsam oft:
Und siehe! eh ich es gehofft,
So fand ich es in dir — Lisette!